Kleine Rundschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 11

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Betrachtungen über Gedichtbücher

Von Siegfried Lang.

I.

Was die letzten Jahre und die jüngste Gegenwart an einheimischen Gedichten gezeitigt haben, scheint durch die Wogen der sozialen, kriegerischen, wirtschaftlichen Umstürze und Erregungen im übrigen Europa — ein paar Sonderfälle ausgenommen — wenig bestimmt, gleich als lebten wir tatsächlich auf dem hochgelegenen Ort einer geschützten Insel. Im ersten Drittel der zwanziger Jahre erscholl, zwar öfter aus Romanen, aber doch auch aus einzelnen Gedichtbüchern der Schrei nach dem die Grenzen überbrückenden Gemeinsam-Menschlichen, wurde das Grauen vor den Gewalttaten einer zusehends entartenden Zivilisation, den Ungeheuerlichkeiten der Grosstadt, der Verlassenheit einer betrogenen, aussichtslosen Jugend in den Nachbarstaaten, mitempfunden und ausgesprochen. Heute ist man sich vielleicht des Zustandes der allgemeinen, also auch der eigenen Bedrohtheit kaum weniger bewusst, aber man sucht vor ihr den Halt wieder mehr in der eigenen Innerlichkeit, oder man ist der Zwecklosigkeit aller Bekundungen, Programme, Ideologien mehr als noch vor einem Jahrdutzend innegeworden.

Einige Verfasser von Gedichten haben sich ihre Weltoffenheit im gesellschaftlichen oder kosmischen Sinne bewahrt, lassen auf Reisen und Wanderungen die Augen trinken, das Ohr vernehmen, ohne von „Zeiten, Wirrnis und Gezeter" einen Hall in ihr Gedicht hereinzulocken. Andere neigen zur Betrachtung in sich selbst; ihrer Besinnlichkeit ist eine, wenn auch schillernde, religiöse Färbung nicht abzusprechen. Seltener, zaghafter sind „weltanschauliche" Auslassungen. Zu sichtbar deutlich wurde nachgerade, dass auf diesem Gebiet meist der Wunsch der Vater des Gedankens war. Auch das blosse Schildern und Erzählen ist seltener geworden; Bedacht genommen wird allgemeiner auf Wesenserkenntnis und Wesensausdruck, wobei freilich manche Einsicht sich als bruchstückhaft, die Sinnbildlichkeit als willkürlich oder unvollständig erweisen mag.

Unter die „Weltoffenen" zu reihen ist vor allem Robert Faesi. Schon der Titel seines dritten Gedichtbuches, „Das Antlitz der Erde"[1]) mag solches andeuten. Es ist ein reifes Buch, in dem der Dichter einzudringen versucht in den Sinnzusammenhang der Erscheinung. Manche Verszeilen erinnern in ihrer Gelassenheit an den Westöstlichen Diwan. Dazwischen aber pulst ein frischer, unbesiegter Lebensmut. — Die fünf Kreise des Buches sind benannt „Verwandtes Antlitz", „Atem des Mee-

[1]) Insel-Verlag, Leipzig

res", „Besonnte Gestalt", „Geduld des Reifens", „Das verhüllte Paradies". Im ersten durchwandern wir — „Wanderschaft ist Liebesgruss!" — blühendes Baumgelände: „Einen Blütenzweig an meinem Wege / Küss ich wie ein schönes Frauenbild. / Das ich auf die heissen Lippen lege, / Reines Weiss! Wie machst du mich so mild". Dann der Ritt durch den Abend: „Von der bleichen Strasse hebt / Ross und Reiter sich wie Schatten; / Bänglich über feuchte Matten / Irrt der Hufschlag und entschwebt", vorbei am Brunnen, der vergeblich die Nacht anplaudert — „sie merkt es nicht", — „Und was sie schweigt, und was er spricht: Ist jeder doch allein". Mürrische Vorstadt wechselt wiederum mit blühendem, mit sommerlichem und herbstlichem Land:

Der Himmel ist von starken Sommertagen
Mit Gold geschwängert bis zum Uebermass.
Auch Köstliches ist dauernd nicht zu tragen, —
Und wenn er seiner leisen Last vergass.

Am müden Mittag oder lässigen Abend,
Entfiel es ihm wie feinzerstäubter Sand;
Er gilbt die Aecker, Grün um Grün begrabend,
Und nistet heimlich in der Blätter Rand.

Bis es aus des Gewölbes Poren bricht
Und sich zu goldnen Tropfen wölbt, die dicht
Im Apfelgarten perlen, täglich satter,

Und aus den Reben täglich voller triefen. —
Da, eines Morgens, ist der Himmel matter;
Doch übergoldet leuchten alle Tiefen.

Dies ein Beispiel für Faesis harmonisch erfüllte Renaissance-Formen. — Es gibt bei ihm andere, düstere Landschaften, die ans Gespenstige grenzen („Böser Mond", „Trostlose Landschaft"), auch eine verlassene „Kriegslandschaft", die wir nach der Fahrt durch Russland erreichen:

Von winterkaltem Hasse kahlgeraubt
Dämmert die Erde in erstarrtem Weh.
Der Menschheit Stämme stehn entlaubt;
Sie heben trüb in blutige Abendröten
Der dürren Aeste Schrift: „Du sollst nicht töten!"
Des Himmels Tränen härten sich zu Schnee;
Düsteres Nachtgewölk hüllt Gottes Haupt.

Nach der sich ständig wandelnden Landschaft empfängt uns das Meer: Dünen, Mövenschrei, Mastenwald. Der Schiffsriese kehrt heim aus „wasserner Wüste"; ein anderer seiner Art trägt uns in die Weite, zu Städten des Südens, „Meerüber wie Vögel die schöneren Länder / Sucht dich, — ohne Namen, mein brennender Blick". Wie unter Peitschen rauscht das Blut im Salzwind auf: „Ein lang Betäubtes wagt erwacht zu fragen: Wird nun mein eng und fest Gelass erbrochen?". Auch diesem Dichter zeigt sich Venedig noch als Wunder:

Die Stadt aus Glas — mit sachter Kunst geblasen;
Nur dass der Kelche keiner mehr enthält
Als Licht. Lächelnd ist alles umgestellt:
Das Wasser füllen ungefüllte Vasen.
Verletzlich zart ist Anmut. Immer bricht
Vom Rand ein unersetzlich feiner Splitter.
Dann geistert regenbogenfarb Gezitter
Wehmütig um das Kleinod. Weint das Licht?

Der vierte Kreis versetzt wieder unter Blumen, Bäume, Flüsse heimatlicher Flur und lässt deren Lob erschallen. Nach dieser Heimkehr führt der fünfte zur Einkehr. Hier „klagen die Schatten ein dunkles Wort, „Gott lagert sinnend am Rand der Unendlichkeiten", Sphärenharmonie lautet an, aber lauter tut sich kund der Weltenmühle Mahlen; wir erkennen bestürzt, wie weit wir vom Urlicht entfernt, und dass wir alle Würgengel geworden sind. — In Faesis Dichtung leben zwei Tendenzen: die zur Hingabe an die schimmernde Vielfalt der Erscheinung, des irdischen Zustandes, den er als „köstlichen Kerker" und „üppige Not" anspricht, und eine, zwar zurückhaltend bezeugte, Gerichtetheit auf das Eine, das hinter jener vermutet wird. Die beiden hält in der Wage ein Formwille, der sich auf einer hohen Sprachebene behauptet, an der die letzten Wagnisse und Errungenschaften des deutschen Wortes (Rilke, Schröder, George) nicht spurlos vorbeigegangen sind. Faesis dichterisch bedeutendste Gestaltungen sind seine formal geschlossensten. Das lässt ihn wesentlich als Erben der Renaissance und der Klassik erscheinen. Etwas Goethesches liegt in seiner Haltung, die zwar verehrt, jedoch auf ein heftiges Hindrängen nach dem Ueberweltlichen verzichtet. Als Sohn der Zeit neigt er gelegentlich eher zum andern Extrem: eine Erneuerung von der Pflege der Trieb- und Werdemächte zu erwarten: „Sinke, verhärtetes Herz! Haupt, du herrisches, sinke! In den Mutterschoss sinke du einmal zurück". Dieser Glaube, von Hamann und Herder und Rousseau durch die Literatur erhöht, von der Romantik an Bachofen, Nietzsche und die neuzeitlichen „Chtoniker" weitergegeben, beruht auf einer Verkennung der Weltgesetzlichkeit, wenn nicht auf bewusster Umkehr der Hierarchien; niemals kann aus Niedrigerem das Höhere kommen. Indessen ist die Reverenz vor der „dunklen Mischerin Nacht" in Faesis Werk ja nicht die hervorstechende Seite; auch ohne sie wäre sein Buch reich und schön. Man darf in ihr wohl ein Zugeständnis sehen an den Zeitgeist, so wie er sich gestern noch maskiert hat, während er in diesem Augenblick das Antlitz des Widergeistes schon unverhüllt hervorkehrt.

Schau, das geduldige
Gras macht sich klein;
Will nicht der Schuldige,
Will der Zertretene sein.
Zwar deine Sohlen
Lasten ihm schwer;
Aber verstohlen

Wünscht es sie her,
Dass einer spüre,
Wie es so weich
Lautlos ihn führe,
Teppichen gleich.
Du aber, Herrischer,
Der es zertritt,
Bäumst dich, ein Störrischer,
Unter des Schicksals Schritt.

Das ist aus der einfachen Wahrnehmung emporgeklungene Sinnbildlichkeit und ein Erahnen von Entsprechungen, die das Menschenwesen wie das All bestimmen. Ein Dichter, der solches zu vermitteln vermag, braucht uns kein Mysteriengewölk herzubannen; es wäre auch von anderer Seite ein Unrecht, die klarumgrenzten Gebilde seiner Kunst nachträglich mit jener Tiefen-Dimension auszustatten, die ihre Wirkung nicht steigern, nur ihr Gleichgewicht verletzen könnte.

*

Albert Steffen benennt die dritte seiner Gedichtsammlungen „Der Tröster"*). Der Titel dürfte am ehesten auf den Paraklet des Mani abzielen, jenes merkwürdigen Religionsstifters der, in mehrfacher Uebereinstimmung mit dem östlichen Christentum, im johanneischen Logos den wahren Christus erkannte, sich selbst aber als den Paraklet des Johannes bezeichnet hat. Albert Steffen hat dessen Lehre dargestellt („Mani, sein Leben und seine Lehre". Schon 1916 erschien sein Drama „Die Manichäer"). Freilich gibt es von ihr in dem neuen Buche nicht viel aufzuspüren, wie dieses denn weniger lehrliche Elemente enthält als Steffens vorletzter Gedichtband („Gedichte" 1931), sich aber umsomehr über die Fähigkeit ausweist, die sein Verfasser als die wahrhaft dichterische empfindet, „mit dem Entstehen der Dinge zu verschmelzen und sich daran zu verjüngen". Von seinem Titel wollen wir uns darum nur dieses für die Gedichte Bezeichnende sagen lassen: dass ein Hauch johanneischen Liebesgeistes in ihnen wehe. — Unter den strophischen Formen des neuen Buches überwiegen gereimte Vierzeiler. Wie früher, verzichtet der Verfasser darauf, durch den Reiz der Formen und die Eigenschaften des Wort-Stoffs auf besondere Weise zu wirken. Eine Neigung zur allernatürlichsten Aussage ist seinem Dichten seit „Alois, Ott und Werelsche" geblieben. Wenn, wie gesagt, das Lehrliche, im Sinne der vom Verfasser vertretenen Geistesschau in den vorliegenden Gedichten gering ist, so zeigen sich diese aber doch als lehrhaft, — Steffen will ja ein Lehrender sein, — das heisst, dass sie Erkenntnisse vermitteln und solche dem Leser zu seinem Bedenken und Frommen überlassen. Des Verfassers seelischer Erfahrungsraum reicht von den Bezirken der Dämonen, Gnomen, Sylphen durch die blinder, lächerlicher oder

*) Verlag für schöne Wissenschaften ‚Dornach.

sehnsüchtiger Menschlichkeit bis zu den Hallen der Engel und der Sterne. Er geht an den Erscheinungen von Auflösung, Tod und Verwesung nicht vorbei ohne sie nach ihrem Sinn zu fragen („Vor Rembrandts Anatomie"). Aber hören wir die folgende Aussprache, in der eine innige Gewissheit aufklingt:

Nein, diese Rosen werden nicht verblühn,
Weil wir sie in den Herzensgrund gesetzt,
Mit unserm eignen Blute sie genetzt.
Ihr Purpurrot will in der Liebe glühn.
Es dämmern Trauertränen in dem Licht,
Es leuchten Freudentränen in der Nacht.
Das alte Elend ist zu End gedacht.
Der Anfang neuer Seligkeit in Sicht.
Der Anfang und das Ende: Immer lieben.
Der Anfang war: Der Himmel hat uns gerne.
Das Ende: Liebende sind selber Sterne.
Geheimnis: Gaben, die zu eigen blieben.

Das Bewusstsein vom apokalyptischen Geschehen der Zeit verlässt den Dichter nicht. Zwei tiefernste parallele Stücke am Anfang des Buches beginnen: „Jahrzehntelang posaunt das Wehe schon, / Es klang bevor wir noch geboren waren" und „Jahrzehntelang posaunt das Wehe noch / Es wird erklingen auch nach unserm Sterben". — Auf ihren Gattungscharakter hin betrachtet, müsste man manche Stücke des Buches „Legenden" heissen, andere, zumal gegen die Mitte, wo die Bilder naturnäher werden und der Rhythmus der Jahrzeiten mitschwingt, nähern sich dem Liede.

*

A. M. Uhlenkamp ist vor Jahren mit geistlichen Liedern hervorgetreten, denen manche Leser ein gutes Andenken bewahrt haben. (Sie erschienen unter dem Namen Arthur Manuel). Eine fast in gleichem Masse lyrische wie epische Begabung, strebt er in den Versen seines neuen Gedichtbuches „Der Stille Spiegel"*) unverkennbar nach Erweiterung seiner Formenwelt. Epische Elemente, doch von einem ausgesprochenen Melos durchklungen, enthalten am meisten die Schilderungen bäuerlicher Umwelt. So endet der „Dorfbrunnen":

Hirten harren mit den Stecken
Um den silberhellen Spiegel.
Auf des Brunnenstockes Ziegel
Spreizt ein Hahn sein Goldgeflügel.
Langsam senkt sich dann der Hügel.
Tiere, einzeln, tappen weiter
Wie von einer Himmelsleiter
Ohne Drang und ohne Zügel.

*) Morgartenverlag, Zürich

Andere Stücke dieser Art weisen ins unabänderlich menschlich Schicksalhafte („Dorfirre, „Alter Knecht").

Der Dichter zeigt sich häufig als Wanderer. Auf seinen Gängen durch Wald und Wiese und Dorfnacht dringen, wenn er den Blick von den Naturformen ab und in sein Innres kehrt, Motive des christlichen Vorstellungskreises auf ihn ein („Auferstehung", „Pilgerlied", „Einsiedel").

Auch du, o Mensch, bist nur ganz du
In selbstgewählter tiefer Ruh
Von Schweigen voll bis an den Rand
Der Seele, die nur das Gewand
Von Gottes grossem Becher ist.
Der Becherträger ist der Christ.
Sein tief erschütternd Angesicht
Taucht alle in ein schweigend Licht.

Von den kurzen Gedichten, in denen menschliche Besinnung und Gebetsstimmung zusammenklingen, vernehme man hier noch das schöne „Nachtgesicht":

Ich sah hinab zu meinen Träumen
Wie Töpfer in die Glut der Erde.
Der Jugend überbrausend Schäumen
Versammelt sich. Und die Gebärde
Der Seele wirket leis am Bilde
In mich gelegt von Gottes Händen.
Draus steigt ein Glanz von grosser Milde.
Denn mild ist jegliches Vollenden.

Je reiner die Naturbilder, in sich belassen, von dem Stillen Spiegel zurückgeworfen werden, umso mehr haben die Gedichte des Buches Teil an solchem Vollenden. Das gilt in geringerm Grade von einzelnen umfangreichern Versuchen in Frei-Rhythmen, in denen die Reflexion vorherrscht und das gestaltverleihende Gleichgewicht noch nicht gefunden ist; doch möchte man gerade in ihnen die Gewähr für eine weitere Entfaltung und den Willen nach noch anderm Ausmass des musikalischen Ausdrucks erkennen.

*

In einem starken Band, „Die Lebensreise"*) vereinigte Carl Friedrich Wiegand, der am 29. Januar sein 60. Lebensjahr vollendet hat, eine Auswahl aus dem Gesamtwerk seiner Gedichte: aus den lyrisch-epischen „Niederländischen Balladen" (1908), dem „Totentanz 1914—18", den lyrischen Bänden „Stille und Sturm" (1911) und „Unterm Dach der Welt" (1924), den Satiren „Der verwandelte Mensch" (1933). Vierzig Jahre liege die Entstehungszeit der ältesten Stücke zurück und wenig mehr als ein Jahr die der jüngsten. — In seiner Seele ist Wiegand Deutscher geblieben. Am tiefsten beheimatet wusste er sich wohl stets „im Dickicht der schlummernden Sage" seines Volkes. Das wird uns beson-

*) Verlag Huber & Co. Frauenfeld, 1935. Zum 60. Geburtstag des Dichters ist im gleichen Verlag eine kleine Festschrift erschienen.

ders klar jetzt, wo wir sein dichterisches Schaffen, wenn auch nur im Auszug, in seinen Formen und Phasen überblicken. Der Dichter Wiegand hat etwas beibehalten vom Temperament des begeisterten Burschenschafters, wie es jenen national gesinnten Geschichtsenthusiasten: Felix Dahn, Max Wildenbruch, Karl Bleibtreu eigen war die, nach rückwärts selbst noch zu der Romantik der Fouqué, Werner, Arnim in Beziehung, nach vorwärts auf die Welt Richard Wagners hinlenkten. Es gibt kaum ein Requisit oder Motiv bei den Genannten, das bei Wiegand nicht nochmals auflebte. Nibelungen, Gotentreue, Deutsche Kaiser, Tristan und Isolde, Geisterschiff, Schloss und Turm am Meer, Jolanthe, Waldvögelein. Dass der Dichter bis zum Gaurisankar und zum Brahma ausgreift, gehört mit zu seiner Romantik (wie die Freude an Reisen, fernen Ländern und Meeren) und so auch dies: den Dingen seine eigene Auslegung zu geben und, beispielsweise: unbekümmert um den Aufbau metaphysischer Lehre Brahma dem semitisch-gnostischen Demiurgen gleichzusetzen (S. 124). Die Kehrseite ist freilich ein frisches Bejahen des heutigen Körpergefühls („Spiel und Sport") Morgenritt, Flieger, Skitour, Tänzerin, Segeljacht, Eislauf, Bobsleigh, der Verfasser spricht als ein mit ihnen allen Vertrauter. — Das Kernstück an künstlerischer Vollendung und Geschlossenheit bilden die „Niederländischen Balladen"; hier hat Wiegand in Synthesen aus Sage und Geschichte Dauerndes geschaffen. Der Charakter dieser bis ins letzte von Bewegung erfüllten Gedichte stellt sie näher zu Fontane als zur deutschen Klassik. — Nicht durchweg auf der gleichen Höhe stehen die Romanzen. Doch seien so wunderbare Strophen wie die vier letzten von „Tristan und Isoldens Tod" dem Leser nicht vorenthalten:

So gehe, ewiges Leid, zu Ende!
Doch eh mein letzter Blick zerbricht,
Nimm in die schönen schmalen Hände
Zum letztenmal mein Angesicht!
Heb mich empor zum letzten Segen,
Eh meine Kräfte mir vergehn,
Und neige deine Stirn entgegen
Der meinen, mir ins Herz zu sehn!
Ich schaue aus der Nacht der Mühen
In deines Lebens dunkles Blut.
Wie ferne Sterne rot verglühen,
Verglüht auch deiner Seele Glut...
Kann meine Lippe nicht mehr sprechen,
Und ist dein Mund in Qual verstellt:
Dann wird mein Blick in deinem brechen,
Im tiefsten Rätsel dieser Welt ...
So will den Tod ich aus dir trinken,
Kaum mehr der Qual des Glücks bewusst —
So lass uns sterben und versinken
Im Meer der Liebe, Brust an Brust ...

Die letzte Abteilung des Bandes ruft uns die Schrecken des Weltkrieges, wie sie uns hundertmal in Vers und Prosa geschildert wurden, vor Augen. Dass das Temperament des Verfassers an Ausmalung der gigantischen Geschehnisse ein Aeusserstes leistet, braucht man nicht zu versichern. Was verblüfft, ist die scheinbare Ergebung, mit der das alles als Schicksal hingenommen wird, wiewohl erkannt wurde: „Eintausend Divisionen / Am Tage des Gerichts / Hört! Dreizehn Millionen / Sind tot! Wofür? Für nichts!"

Büchner und die Naturwissenschaft

Jean Strohl: Lorenz Oken und Georg Büchner, zwei Gestalten aus der Uebergangszeit von Naturphilosophie zur Naturwissenschaft. Mit unveröffentlichten Briefen Büchners, 105 S., Verlag der Corona, Zürich.

Vor nunmehr hundert Jahren, am 19. Februar 1837, ist Georg Büchner in Zürich gestorben, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt. Er war als politischer Flüchtling von Darmstadt über Strassburg nach der Schweiz gekommen. Er freute sich an ihren republikanischen Verhältnissen: „Die Strassen laufen hier nicht voll Soldaten, Akzessisten und faulen Staatsdienern, man riskiert nicht von einer adligen Kutsche überfahren zu werden..." Er rühmte die einfache, gute, rein republikanische Regierung, die „sich durch eine Vermögenssteuer erhält, eine Art Steuer, die man bei uns überall als den Gipfel der Anarchie ausschreien würde..." Der Boden gefiel ihm. Sein angespanntes und stolzes Leben schien sich zu mässigen. Er hatte — vier Monate vor seinem Tod — an der Zürcher Universität mit Vorlesungen über biologische Gegenstände begonnen.

Den Gedenktag Büchners vorbereitend, erschien die Schrift von Professor Strohl, welche zum ersten Male das Verhältnis des Dichters zu den Naturwissenschaften festzustellen versucht. Mit Vorbedacht sage ich versucht, denn die Fragmente Büchners schliessen die Problematik des Vieldeutigen ein, dessen Auflösung nicht mehr in den Mitteln des Biographen liegt. Es ist darum besonders wohltuend, dass in der vorliegenden Arbeit nichts behauptet oder als unerhörte Entdeckung ausgegeben wird. Wir rühmen den unaufgeregten Ton und die Behutsamkeit der Darstellung, denn genau dies ist es, was der deutschen Essayistik im Gegensatz zur modernen französischen oder englischen fehlt: der Ton des Erzählers, die Fähigkeit, etwas in der Form von Begebenheiten mitzuteilen. Der deutsche Essaystil steuert zu häufig in die abstrakte Reflexion hinein; die Verfasser sind Erben der deutschen Philosophie, weniger der Geschichtsschreibung. Sie heften sich an Schlagworte, die doch nur von bedingtem Nutzen sind, wie „klassisch", „romantisch" u. dergl. Es fehlt an Neugier für Tatsachen, am Sinn für den Witz stofflicher Bezüge. Die Behandlung Büchners in der Literaturgeschichte ist ein gutes Beispiel dafür. Büchner ist der Ausnahmefall par excellence, und wie wenig hat es

genützt, sein meteorisches Werk der Romantik, dem Realismus oder dem beginnenden Naturalismus zuzurechnen! Die unvernommenen Laute seiner Sprache, wurden sie dadurch hörbarer im Land? Das Reizvolle an Strohls Büchnerstudie mag teilweise davon herrühren, dass hier ein Mann der Naturwissenschaft spricht, dessen unfachliche Art wieder gestattet, uns der Sprache als eines gemeinsamen Elements zu erfreuen. Von den Rändern des Themas her nähert sich Strohl dem Geisteszug und der Gestalt Georg Büchners. Am Beginn seiner Darstellung steht Lorenz Oken, der Naturphilosoph und eigensinnige Schüler Schellings. Büchner kam 1836 als angehender Doktor und künftiger Privatdozent nach Zürich zu Oken. Strohl berichtet: „Dreiundzwanzigjährig ist Büchner, als er von Strassburg herkommt, wo zwei Generationen zuvor in gleich jugendlichem Alter der nun seit vier Jahren tote Goethe studiert hatte. Oken war 1836, als Büchner zu ihm kam, fünfundfünfzigjährig. Etwa so alt ist Goethe gewesen, als der siebenundzwanzigjährige Oken zu Jena in seinen Gesichtskreis trat. So erscheint manchmal die Geschichte des menschlichen Geistes, wie im Spiel, zu Wiederholungen anzusetzen, um dann doch immer wieder, aus dem Ueberschuss ihrer Mannigfaltigkeit heraus, ganz anderen Rhythmen und Enden zuzustreben, gleich einer Schar Delphine, die im Sonnenlicht sich tummelnd eine Zeitlang das Kielwasser eines Schiffes belebt, um unversehens wieder den Weg ins Weite zu finden und bald endgültig dem Blicke der Nachschauenden zu entschwinden."

Okens Lehre lag um jene Zeit in Hauptzügen ausgebildet vor; Büchner kämpfte erst um seinen Standpunkt. Die Verbindungsfäden hin und her sind mannigfaltig, und es ist ein Verdienst Jean Strohls, dass er die vorzeitig belächelte Lehre Lorenz Okens nicht allein mit Nachsicht, sondern mit Respekt für die Geschlossenheit der Leistung behandelt. Sie ist Mystik in der Form höchster Sichtbarkeit: Alles ist Gott, die Naturkörper sind erstarrte Gedanken Gottes, Materie und Geist figurieren auf ein und derselben Skala, indem der Geist nur die höhere Natur, die Natur nur der schwere Geist ist. In dieser „Identitätsphilosophie", die an Schelling anknüpft, liegen sowohl die Ansatzpunkte für eine theologisch-mystische wie für eine materialistisch-pantheistische Naturauslegung beschlossen. Es kommt nur darauf an, was zum Ersten gemacht wird, die Materie, oder der erste Beweger: Geist. Die Verbindlichkeit nach der Seite des Materialismus hin scheint mir bei Büchner ungleich stärker zu sein, nur dass hier die Gewalt des Stoffes, der Triebe, der materiellen Urmächte leidend erfahren wird. Neben den Satz Okens, dass die Welt Gottes Gedanke sei, gleichsam seine Physiognomie, halten wir die erschütternde Klage Dantons in der Conciergerie: „Wie schimmernde Tränen sind die Sterne durch die Nacht gesprengt; es muss ein grosser Jammer in dem Aug sein, von dem sie abträufelten." Wenn die Welt Gottes ist, dann eines leidenden Gottes. Büchner, sagt Josef Nadler, habe ein Stück Urschlamm hergenommen und zum Leben gebracht, aber, fügen wir hinzu, sein Materialismus ist von einer Art, die den Angriffen des Vulgärmetaphysikers uner-

reichbar ist. Wie endlich, wenn sich zeigen sollte, dass Materie und Geist einander nicht ursprünglich entgegengesetzt sind, sondern, wie die moderne Physik immer wahrscheinlicher macht, aus neutralem Stoffe bestehen? Strohl erinnert daran, dass sich der Naturforscher Büchner bemüht habe, seine Wissenschaft von teleologischen Gesichtspunkten frei zu machen. Die Gefahr aller Naturphilosophie, welche die Natur als „Lehrmeisterin", als Chiffrenschrift des Uebersinnlichen zu betrachten liebt, wurde von ihm abgelehnt. Es sei, sagt er in seiner Vorlesung „Ueber Schädelnerven" bisher nicht gelungen, zwischen dem Dogmatismus des Vernunftphilosophen und dem Naturleben eine Brücke zu schlagen: „Die Philosophie a priori sitzt noch in einer trostlosen Wüste; sie hat einen weiten Weg zwischen sich und dem frischen grünen Leben, und es ist eine grosse Frage, ob sie ihn je zurücklegen wird. Bei den geistreichen Versuchen, die sie gemacht hat, weiter zu kommen, muss sie sich mit der Resignation begnügen, bei dem Streben handle es sich nicht um die Erreichung des Ziels, sondern um das Streben selbst." Hätte sich Büchners leidenschaftliches Naturell im Verfolg seiner Naturbetrachtung zu mässigen vermocht? Jean Strohl scheint die Möglichkeit anzudeuten: „Ja, er wäre wohl in ganz besonderem Masse der ewigen Gegenwartsaufgabe aller Naturforschung gerecht geworden, welche darin besteht, einerseits die Natur zu entgeistigen, sie von der Jahrtausende alten Schicht menschlicher Gefühls-, Gewohnheits- und Indifferenzmotive zu befreien, um so ihrem wahren Wesen immer näher zu kommen, und andererseits gerade dadurch den Nimbus des Gewaltigen, des in neuem Sinne W u n d e r baren zu verstärken, der ihr im tiefsten Grunde eigen ist. In solch lebendigem, Wahrhaftigkeit anstrebendem Kontakt mit der Natur wirken sich allseitig jene unübersehbaren, oft tragischen Gesetzmässigkeiten aus, die den Hintergrund abgeben für des Menschen Wissen, Sein und Handeln, für dieses winzige Etwas, das im Lauf der Jahrhunderte nur allzu oft aus solcher Beziehung gelöst und in den Mittelpunkt des Geschehens gerückt worden ist. Darüber hinaus bringt der Kontakt mit der Natur das Gefühl wohltuender Sicherheit, selbst als Stück in solche natürliche Ordnung eingebaut zu sein." Was wäre aber die also „entgeistigte" und von neuem erfahrene Natur? Wäre sie nicht jene, auf deren unermesslicher Skala die Urangst der Kreatur von gleichem „Range" ist wie der verzweigteste Organismus eines philosophischen Systems?

Armin Kesser.

Der unbekannte Mensch

Alexis Carrel: Der Mensch, das unbekannte Wesen. („Man the unknown") Deutsche Ausgabe: Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1936.

Der helle Intellekt des französischen Dixhuitième vermischt mit nordamerikanischem Tatsachensinn scheint Alexis Carrels Buch vom Menschen, ein eminent kritisches Werk, geschrieben zu haben. Es ist ein Buch, das seiner Haltung nach eigentlich nur im 18. Jahrhundert in Paris oder jetzt wieder im zweiten Viertel des 20. Jahrhunderts geschrieben werden konnte. Ein enzyklopädischer Wille waltet und presst den Inhalt unseres Wissens vom Menschen in einen einzigen Band. Dass dabei gelegentlich summarisch verfahren werden muss, ist einleuchtend. Wie bei den Enzyklopädisten ist keine Bewunderung dessen zu spüren „wie wir es so herrlich weit gebracht haben", sondern kritisch — d. i. sichtend und ordnend — wird das Geleistete sachlich anerkannt und das Fragliche in Kultur und Zivilisation als solches bezeichnet. Wir sagten, das Buch gehöre geistig dem 18. Jahrhundert und einer eben erst wieder anhebenden kritischen Epoche an, denn das 19. Jahrhundert exzellierte zwar in manchen Gebieten in nahezu fesselloser Zweifelsucht, aber zugleich machte sich verschiedentlich ein schroffer Dogmatismus breit: romantische, nationalistische, sozialistische, materialistische, nihilistische, anarchistische und andere Behauptungen wurden zwar nicht bewiesen, aber geglaubt und zum Ausgangs- und Zielpunkt für Systeme und „Gefolgschaften" gemacht. Der nüchterne Tatsachensinn, die ratio, ging darüber verloren, so schildert Glaeser in seiner erfolgreichen Novelle „Der Pächter" einen Mann, für den mit dem 18. Jahrhundert die europäische Geistigkeit abgeschlossen ist, er will sich den freien Sinn für Tatsachen wahren und zieht sich auf eine Rheininsel zurück. Glaeser zeigt somit in einer Gestalt, dass die ratio im Exil ist, aber noch lebt.

Niemand kann verlangen, dass eine solchergestalt komprimierte Darstellung unseres Wissens vom Menschen, wie sie Carrel gibt, frei ist von Fehlern, sie wird auch notwendig in den Teilen, die der Zukunft der europäisch-amerikanischen Zivilisation gewidmet sind, Zweifel und Widerspruch hervorrufen. Aber der für uns Heutige bedeutende Wert des Buches liegt in der Besinnung eines hervorragenden Forschers (Mitglied des Rockefeller-Instituts in New York, Biologe, Physiologe und Chirurg) über die wichtigen Fakten unserer Zivilisation und im Zusammentragen und Zusammenfassen von gewaltigem, positivem Wissen, wodurch Besinnung und Urteil erst möglich werden. In der Vorrede sagt der Autor: „Unser Buch macht nur den einen Anspruch, jedem Leser eine Sammlung wissenschaftlicher Tatsachen über den Menschen unserer Tage an die Hand zu geben. Wir fangen an die Gebrechlichkeit unserer Kultur zu erkennen. Viele möchten die Glaubenssätze abschütteln, die ihnen von der modernen Gesellschaft auferlegt sind. Für sie ist dieses Buch geschrieben und zugleich für alle, die kühn genug sind, nicht allein die Notwendigkeit geistiger, politischer und sozialer Veränderungen einzusehen, sondern zu begreifen, dass wir die industrielle Zivilisation über Bord werfen und

eine neue Form des menschlichen Fortschritts heraufführen müssen". (S. 12 und 13) Solche kühne Gedanken werden im letzten Drittel des Buches fortgeführt, da fordert Carrel einen „Hohen Rat", der als „Denkzentrum" der in Spezialwissen versunkenen Zivilisation funktionieren soll, und er fordert umfangreiche eugenische Massnahmen, um der Entartung des Grosstädters zu steuern. Das Alles klingt reichlich utopisch. Es ist auch mehr als disputandum, als vorläufiger Ausblick auf Grund des in den zwei ersten Dritteln des Buches aufgehäuften Materials, denn als definitiver Vorschlag gemeint. Man muss auch immer wieder diese ersten Teile des Buches nachlesen, um sich die ausserordentliche kritische Besinnung und das Verantwortungsbewusstsein Carrels vor Augen zu führen. „Unser Verstand hat eine Vorliebe für präzise, endgültige Lösungen und die daraus entspringende intellektuelle Sicherheit. Kaum zu überwinden ist unsere Neigung, den Gegenstand unseres Forschens nach seiner technischen Zugänglichkeit und Klarheit auszuwählen, statt nach seiner Bedeutung". (S. 49) Er geisselt das Verschwinden der Verantwortung. Bei der Schilderung sozialer Zustände denkt er zwar oft mehr an amerikanische Grosstadtverhältnisse als an den Landbewohner und Europäer.

Die Anregung zu Carrels interessantem Buch ist in Gesprächen mit Kollegen gegeben worden, dem verdankt man wohl die lebendige Sprache, das dialektisch Bewegte der Darstellung und die vielen geistreichen Bemerkungen. Die Philosophie, welche, dem Autor unbewusst, die Ordnung der Tatsachen und Gedanken besorgt, ist dem Kenner der Geistesgeschichte vertraut, sie reicht von Platon über Descartes (mit welchen beiden sich Carrel auch auseinandersetzt) bis zu Kant und Hegel, sie ist erkenntniskritisch, idealistisch und praktischer Ethik zugewandt. Gelegentliche logische Fehler seien aber dem Autor, der betont ein Nichtphilosoph zu sein, nicht im Besonderen angemerkt. **Paul Schmitt.**